



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gegen die Regierungen als Gerichtshöfe des öffentlichen Rechts schreibe sich von der Vermischung der Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege. Das Mißtrauen, soweit es wirklich vorhanden, schreibt sich lediglich von dem Mangel des öffentlichen und contradictorischen, also des wirklich richterlichen Verfahrens. Der Antrag des Abgeordneten v. Kardorff, der ganz mit unserm früher hier niedergelegten Gedanken übereinstimmt, hat leider die Annahme des Hauses nicht gefunden.

Die übrigen Einzelheiten des Gesetzes geben keinen Anlaß zum Eingehen. Eine wichtige Frage tauchte nur am Schluß noch auf. Es besteht in Preußen ein eigener Kompetenzconflictshof bei Conflicten zwischen den Gerichtshöfen des Privatrechts und den Verwaltungsbehörden. Durch die einzuführenden Verwaltungsgerichte bekommen wir nun Gerichtshöfe des öffentlichen Rechts. Der vorliegende Gesetzentwurf schreibt vor, daß bei Conflicten der Verwaltungsbehörden mit den Gerichtshöfen des öffentlichen Rechts die dritte Instanz der letzteren, nämlich das Oberverwaltungsgericht entscheiden soll. Dagegen soll der Kompetenzconflictshof bestehen bleiben für die Conflictte der Verwaltung mit den Gerichtshöfen des Privatrechts. Anders ist die Sache vorläufig nicht zu machen, so lange nicht das Reichsgesetz über die Organisation der Gerichte ergangen ist. Wenn dieses Reichsgesetz und mit ihm ein oberstes Reichsgericht ins Leben getreten sein wird, dann wird man dem höchsten Reichsgericht die Entscheidung über die Kompetenzconflicte übertragen können zwischen Privatrecht und öffentlichem Recht. Der Einzelstaat thut am besten, so lange das Reichsgericht nicht vorhanden, die Grenze zwischen Privatrecht und öffentlichem Recht durch ein besonderes Gericht ziehen zu lassen. Die Commission hatte dieses System ihrerseits durch ein künstliches System des Zusammenwirkens der beteiligten Organe der privaten und der öffentlichen Rechtssphäre von Fall zu Fall zu ersetzen gesucht. Zum Glück fand dieser unpraktische Vorschlag nicht die Annahme des Hauses, statt seiner ward vielmehr die Regierungsvorlage mit großer Majorität wieder hergestellt. C—r.

Literatur.

Poetische Abende. Von Rudolph Genée. Leipzig, Verlag von Veit u. Comp. — Dies Buch erschien verflossnen Winter um die Weihnachtszeit und war wohl beiläufig auch für den Weihnachtstisch bestimmt. Da jedoch der Name Genée dafür zu bürgen schien, daß wir es hier mit mehr als einem obligaten „Festgeschenk“ zu thun hätten, so glaubten wir, es uns zu sorgfältiger Durchsicht für gelegene Zeit aufsparen zu müssen, in der festen

Hoffnung, darin ein gediegenes, originelles Werk von bleibendem Werthe zu finden. Zu unserm Bedauern müssen wir aussprechen, daß wir uns in dieser Hoffnung völlig getäuscht haben.

Das Wort „poetisch“ im Titel des Buches ist nicht von Poesie, sondern von Poetik abzuleiten, und der Titel sollte daher eigentlich, wenn diese Wortform überhaupt gebräuchlich wäre, „Poetikalische Abende“ heißen. So wie er jetzt lautet, gehört er zu jenen halb andeutenden, halb verhüllenden Titeln, die man sich allenfalls über einem Zeitungsartikel gefallen läßt, bei einem Buche aber entschieden mißbilligen muß. Man sollte meinen, schon die Verleger selbst müßten im Interesse ihres Geschäftes den Autoren gegenüber gegen derartige unklare Titel protestiren.

Der Verfasser bezeichnet es als die Aufgabe seines Buches, „die Grundsätze des Vortrages rhythmischer Poesien darzulegen, und durch Hinweise auf die praktische Ausübung dieser Grundsätze dieselben zu unmittelbarer, lebendiger Wirkung zu bringen“, und die Durchführung dieser Aufgabe vertheilt er sich gleichsam auf einzelne Lectionen, die er eben als „poetische Abende“ bezeichnet. Das ist gewiß ein sehr hübscher, ansprechender Gedanke, und es wäre zu erwarten, daß Genée, der neben Türschmann und Wauer zu unsern besten Vorlesern zählt und ebenso wie die beiden genannten in den letzten Jahren in vielen Städten Deutschlands durch die Kunst seines Vortrages große Erfolge errungen hat, recht eigentlich dazu berufen sei, diese Idee zu verwirklichen. Die Ausführung kann aber in keiner Weise befriedigen.

Unter der vagen Ueberschrift: „Ueber Sprache und Vortrag“ giebt Genée, nach einigen allgemeinen Betrachtungen, eine Reihe theoretischer Erörterungen aus dem Capitel der Metrik und über deklamatorischen Vortrag. Die Partie über Metrik ist entschieden schwach. Aus jeder populären Poetik kann sich der Laie eingehender über den Gegenstand unterrichten, als bei Genée. Indes soll hierauf kein Gewicht gelegt werden, da der Verfasser selbst bekennt, dies Thema nur insofern behandelt zu haben, als es „für seine eigentliche Aufgabe unumgänglich nöthig war“. Wenn aber der Verfasser einen aus vier jambischen Dipodien bestehenden Vers als „Heptameter“ bezeichnet, wenn er sich allen Ernstes einbildet, es gebe einen „wohlklingendsten und beliebtesten“ Hexameter, so sind das Dinge, die wir durchaus nicht für „unumgänglich nöthig“ halten können, die vielmehr beweisen, daß Genée in diesen Fragen selber nur oberflächliche Kenntnisse hat. Umsomehr waren wir nun auf den andern Abschnitt der Einleitung, der vom deklamatorischen Vortrage handelt, gespannt. Aber auch von ihm kann man nicht behaupten, daß er irgend etwas enthielte, was sich nicht jeder verständige und geschmackvolle Leser von selber sagen könnte. Dieser Theil enttäuscht einen am meisten, weil man am meisten von ihm erwartet.

Es folgen nun die eigentlichen „poetischen Abende“, zwölf an der Zahl.

Der erste behandelt die altdeutschen Formen, der zweite und dritte die griechischen, der vierte die italienischen und spanischen; daran schließen sich im fünften und sechsten Capitel die dramatischen Jamben, und im siebenten „die deutsche Ballade“; der achte umfaßt Didaktisches und Elegisches, der neunte bringt Schiller'sche Balladen, der zehnte das deutsche Lied und Schiller's Glocke, der elfte „Neuere Balladen und erzählende Gedichte“, der zwölfte endlich „Verschiedene Formen“. Man sieht sofort, daß in dieser Gruppierung eine Confusion ganz verschiedener Gesichtspunkte vorgegangen ist. Darüber ist sich auch der Verfasser vollkommen klar; um so unbegreiflicher ist es, wie er sich dabei hat beruhigen können. Noch ärger aber ist folgendes. In diesen zwölf Abenden sind nicht bloß eine lange Reihe der bekanntesten deutschen Gedichte, die in allen Gedichtsammlungen für Schulen stehen und die jeder, der eine höhere Bildungsanstalt besucht hat, aus seiner Schulzeit zum großen Theil auswendig weiß, sondern auch hogenlange Ausschnitte aus den bekanntesten deutschen Dramen (Nathan, Carlos, Iphigenie, Tell), wörtlich abgedruckt. Von den 440 Seiten, aus denen das Buch besteht, sind netto 300 mit Dichtungen bedruckt, 22 sind, da jeder „poetische Abend“ wieder sein besonderes Titelblatt hat, an Titelblätter und Inhaltsverzeichnisse verschwendet, 24 sind ganz leer, und nur der Rest wird durch den Text von Genée gefüllt! Das ist denn doch eine Buchmacherei, gegen die man entschieden Verwahrung einlegen muß. Wenn der Verfasser uns seine aus der Praxis gewonnenen Ideen über den Vortrag von Dichtwerken mittheilen wollte, so konnte er das letztere in einer Broschüre von 2—3 Bogen thun. Zu einem Bande von 440 Seiten lag nicht die geringste Nöthigung vor.

Jeder Gruppe von Gedichten ist eine Einleitung vorausgeschickt. Hier wird der Leser nochmals im Einzelnen darüber belehrt, in welchem Versfuße die zugehörigen Gedichte verfaßt sind; dann folgen manchmal ein paar literar-geschichtliche Notizen über die Quelle und Entstehung der Gedichte und einige Phrasen über ihren poetischen Werth — alles sehr dürftig, ohne Ordnung und Zusammenhang, ohne Durcharbeitung hingeworfen. Man schlägt das Capitel über die Ballade auf und hofft einige Andeutungen über das Wesen dieser Dichtungsgattung zu finden — keine Spur davon! Statt dessen wird uns mitgetheilt, daß im „Fischer“ und im „Sänger“ von Goethe „das reine jambische Metrum“ herrscht, und daß im „Erlkönig“ in den Worten: „Ich liebe dich, mich reizt“ nur zwei Hebungen enthalten sind. Aber auch über den Vortrag der einzelnen Gedichte erfährt man in diesen Einleitungen nichts. Du möchtest vielleicht einmal den „Zauberlehrling“ von Goethe vortragen und schlägst nach, was Genée wohl über die zweimal wiederkehrende Strophe „Walle! Walle! Manche Strecke“ zu bemerken hat, ob er vielleicht der Ansicht

sei, daß sie der Zauberlehrling das erste Mal leise, gleichsam nochmals memorirend und sich vergewissernd vor sich hinsumme, das zweite Mal erst die laute Anwendung davon mache. Du suchst vergeblich danach und erfährst weiter nichts, als daß der Vortrag dieser Gedichte „sehr schwierig“ sei — was du vorher auch schon wußtest — und daß er „mit dramatischer Lebhaftigkeit erfüllt“ sein müsse. Das ist Alles. Uebrigens werden diese Capiteleinleitungen mit jedem „Abend“ magerer und werthloser. An den beiden letzten Abenden, in denen doch die ganze Menge der verschiedenartigsten Gedichte vorgeführt wird, sind sie glücklich zu einer Seite zusammengeshrumpft. Es ist, als ob dem Verfasser der Athem schließlich ausgegangen wäre.

Hinter den „Abenden“ folgen noch ein paar Seiten erläuternder Anmerkungen. Diese sind das Wunderlichste, was uns je an solchen Anmerkungen zu Gesicht gekommen ist. Es ist beim besten Willen nicht möglich, hier irgend einen Grundsatz zu entdecken, nach dem der Herausgeber verfahren sei. Er druckt z. B. eine Horazische Ode ab; einen darin vorkommenden Namen erläutert er, zehn andere, die für ein so völlig voraussetzungsloses Publikum, wie es Genée doch für sein Buch nur im Auge gehabt haben kann, ebenso dringend der Erläuterung bedürften, bleiben unerklärt. Kein Mensch kann enträthseln, warum die eine Anmerkung dasteht, und zehn andere fehlen. Der einzige denkbare Grund wäre der, daß Genée bei der einen Stelle etwas zu sagen gewußt hat, oder wenigstens zu wissen geglaubt hat; bei einer anderen, wo dies nicht der Fall war, er auch gerade kein Buch zum Nachschlagen bei der Hand hatte, schweigt er sich eben einfach aus.

Der Abdruck der Gedichte ist im Allgemeinen correct bewerkstelligt, doch begegnet man auch allerhand unmotivirten Abweichungen in der Orthographie und Interpunction, ja selbst im Wortlaute. In Schiller's allbekanntem Distichon über das Distichon macht Genée aus „des Springquells flüssiger Säule“ eine „mächtige Säule“; im Goethischen „Sänger“ ändert er die jedem Kinde bekannte Zeile: „Der König, dem das Lied gefiel“ ab in: „Der König, dem es wohlgefiel. Vom Centauren Chiron scheint Genée nähere Kunde zu haben, daß es ein Schimmel gewesen ist; denn in Ramler's Uebersetzung der 13. Horazischen Epode läßt er ihn als „weißen Chiron“ auftreten. Hier und da werden Abänderungen zwar nicht direct vorgenommen, aber doch sehr ungenirt vorgeschlagen; so heißt es in einer Anmerkung zu Goethe's „Fischer“: „dem Angel ist dem allgemeinen Sprachgebrauch entgegen, man wird dies ohne Bedenken ändern können. Auch sonst fehlt es nicht an Ungenauigkeiten; so steht Genée z. B. mit dem Ψ in griechischen Worten entschieden auf gespanntem Fuße, wie seine Schreibung Amphibrachis, Ibitus. Ithia (!) beweist.

Ein Buch wie diese „Poetischen Abende“ läßt sich selbst für das Laien-

hasteste Publikum schlechterdings nicht ohne ein gewisses Maaß philologischer Akribie arbeiten; es braucht deßhalb keineswegs geschmacklos und langweilig zu werden. Diese Akribie vermißt man hier aber fast nach allen Seiten hin. — Die Verlags-handlung hat mit gewohnter, hier nur nicht recht angebrachter Noblesse auch diesem Buche die schöne Ausstattung zu Theil werden lassen, die sie allen ihren Verlagswerken, selbst den rein fachwissenschaftlichen, mitgiebt.

* * *

Novellen von Konrad Telmann.*) Ein junges Talent tritt uns aus den Novellen von Konrad Telmann entgegen, und es läßt sich ein Weiterschreiten vom Guten zum Bessern von der ersten bis zur letzten Erzählung verfolgen. Wir sagen ein junges Talent und dürfen wohl diesen Ausdruck gebrauchen, wenn wir ein erstes Debut in der Doffentlichkeit begrüßen, außerdem aber weist ein gewisses Ungeschick in der Gruppierung des Stoffes, in der Anlage der Charaktere auf eine zwar nicht im Fabuliren, wohl aber in des Lebens ernstem Führen noch ungeübte Hand.

Fritz Reuter, Spielhagen, Storm, Jensen, Jeder hat in seiner Weise die Lesewelt gewöhnt oder verwöhnt, bei Erzählungen aus dem Norden unsres lieben Vaterlandes einen ganz bestimmten Lokalkton zu erwarten. Schon die Landschaft muß ihr eigenthümliches Gepräge tragen, die Menschen und ihre Schicksale in diesen Rahmen und nur in diesen hineinpassen. Unwillkürlich geht man mit derselben Erwartung an ein Buch, das den Titel „In Pommern“ führt, und legt es, wenn man Schilderung von Landes-sitten, speziell pommersches Leben darin gesucht hat, dann allerdings enttäuscht wieder fort. Jede der Erzählungen könnte in jedem beliebigen deutschen Landesstrich spielen, keine der Gestalten ist nur pommerschem Boden entwachsen, und selbst die am individuellsten gezeichneten Figuren des Haideröschens und des Betters Schulmeister sind Typen, und glücklich erfaßte Typen des deutschen Bauern- und Bürgerstandes im Allgemeinen, nicht aber des pommerschen im besondern. Die Charaktere leiden an einer gewissen Monotonie. Die Helden haben sehr edle Gefühle, schreiben auch, so lange sie unglücklich lieben, sehr gefühlvolle Gedichte und Tagebücher, aber selbst das Steuer des Schicksals zu lenken, durch eignes Handeln einzugreifen und sich ihr Dasein ordentlich einzurichten verstehen sie nicht. Wenn sie trotzdem glücklich werden, so ist das reine Gefälligkeit des Schicksals, das schließlich einen nichtswürdigen Gatten oder einen grausamen Vater mit Tod abgehen läßt. — Aus diesem ersten Mangel entspringt der zweite der vorliegenden Novellen: das Fehlen der Handlung. Es dürfte selbst einem alten Praktiker schwer werden, mit diesen

*) „In Pommern.“ Novellen von Konrad Telmann. F. W. Grunow, 1875.

gefühlvollen Menschen in frischem Zug vorwärts zu kommen. Konrad Telmann's junges Talent hat sich selbst durch diese Schattenhaftigkeit seiner Personen das größte Hinderniß zur freien Entfaltung geschaffen.

Doch wenn irgendwo, so gilt hier der Spruch: Fehler sind zu weit getriebene Vorzüge. Diese breite Ausmalung des innern Gefühlslebens wird, auf ein richtiges Maaß zurückgeführt, den späteren Gestalten Telmann's jene innere Tiefe, jenen ernstern Gehalt geben, durch welche sich alle Schöpfungen unsrer bessern Novellen-Literatur vor der bloßen Effecthascherei auszeichnen. Selbst der aus den Novellen, besonders aus den „Jugendidealen“ sprechende Weltschmerz, der jetzt einen etwas grünen Eindruck macht, wird bei glücklicher Entwicklung zu jener schönen Dichtergabe heranreifen können, auch den kleinen, alltäglichen Lebenserscheinungen tiefere Bedeutung abzugewinnen und aus dem dahinrollenden Tagesleben das Bleibende zu erfassen. Und zu diesen, noch im Keim schlummernden Vorzügen gesellen sich andre, schon voll erschlossene. Ein durchaus edler und reiner Sinn spricht aus den Novellen, der sich abwendet vom Niedrigen, der, wo er es trotzdem zeichnet, es nur als kräftige Schlagschatten benützt für das Licht, dem er zustrebt. Mit dieser idealen Richtung geht Hand in Hand die liebevolle Erfassung der Natur; diese Naturschilderungen, die uns bald an das tosende, bald an das ruhende Meer, in den Frieden des Waldes, oder in das schwirrende Leben der Haide, dann auf lustige Berghöhe, dann auf Heidelberg's grünummwachsene Schloßruine führen, wird Jedes immer wieder gerne nachschlagen in den beiden Bändchen. Die Natur ist auch der Schauplatz, wo sich die Gestalten, des jungen Autors am glücklichsten bewegen, wo sie die gerügten Fehler fast ganz abstreifen. Da kommt auch die leichte, humoristische Anlage des Dichters zum Durchbruch und schafft wirklich individuelle Menschen. So sind im „Haiderböschchen“ die beiden alten Diensthofen des Bauernhofes durch wenige Federstriche lebensvoller geschildert, als die beiden Haupthelden der Erzählung mit all ihren Rückerinnerungen, Neckereien und Schwärmereien. Vortrefflich aber sind die guten, fröhlichen Menschen im Vetter Schulmeister getroffen. Da athmet Alles wirkliches Leben: Der pedantische Vetter, der so gründlich hätte „reinfallen“ können, und so glücklich geheilt wird, das neckische Pfarrtöchterlein, der würdige Vater, die brummige Haushälterin: sie alle sind Prachtmenschen, an denen Autor, Leser und Kritiker ihre helle Freude haben dürfen. Das bürgerliche Leben, die Wiedergabe dieser engeren Verhältnisse, scheint deshalb bei weitem mehr des Dichters Eigenart zu entsprechen, als die aristokratischen Circel und strahlenden Ballsäle, in denen er sich anfangs bewegt. Es war ein wirklicher Genuß, am Schluß der beiden Bände auf ein, dem deutschen Dorfleben so getreu abgelaushtes und so glückliches wiedergegebenes Charakterbild zu stoßen. Ende gut, Alles gut. Wir sagen's hier mit voller Ueberzeugung. Glück auf denn und fröhlich Gedeihen!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. L. Herbig in Leipzig — Druck von Hübel & Herrmann in Leipzig.